

Wie ein offenes Buch

Menschen lieben Geschichten. Doch Mythen, Märchen und Legenden unterhalten nicht nur – sie erzählen auch einiges über unsere Psyche.

VON JEREMY HSU

»Es gibt keinen Pakt zwischen Löwen und Menschen!«, sagt Brad Pitt im Film »Troja« zu Eric Bana. Die düstere Zeile hat sich allerdings kein Drehbuchschreiber ausgedacht. Sie stammt vom Urvater der abendländischen Literatur, dem Griechen Homer, der sie vor über zweieinhalbtausend Jahren in seiner »Ilias« dem Achilles in den Mund legte. Die Geschichte vom Kampf um die Stadt Troja zog ganze Generationen in ihren Bann, zunächst als mündlich überliefertes Epos, dann als literarisches Werk und schließlich in Form mehrerer Filmfassungen. Dass der Hollywood-Streifen an den Kinokassen weltweit so erfolgreich war, beweist: Die Faszination ist ungebrochen.

In einer guten Story steckt jedoch mehr als nur spannende Unterhaltung. Psychologen und Neurowissenschaftler wundern sich: Wozu wird uns die Freude am Geschichtenerzählen regelrecht in die Wiege gelegt? Und wie wirken sich erzählte Fiktionen auf unser Verhalten und unsere Einstellungen aus?

Die Antwort liegt in der Natur von sozialen Lebewesen begründet, zu denen wir gehören. Denn Geschichten erzählen wir immer für und über andere Menschen. Sie entführen uns in gedankliche Welten, wo wir gefahrlos den Umgang mit anderen erproben und die Spielregeln der Gesellschaft erfahren. Und nicht zuletzt manipulieren sie auf einzigartige Weise Überzeugungen, indem sie über das Einfühlungsvermögen der Zuhörer direkt an deren Gefühle appellieren.

Heute stehen uns Millionen von Büchern, Filmen und Fernsehsendungen zur Verfügung, doch schon immer gaben Menschen rund um

Freude am Fabulieren ist dem Menschen in die Wiege gelegt. Denn in fiktiven Welten können wir unsere sozialen Fähigkeiten üben





AUFGEBLÄTERT
Sagenschatz in gedruckter
Form – ein Trockenübungsplatz
für unser Einfühlungsvermögen



LIEBE KINDER, GEBT FEIN ACHT! Erst ab dem Alter von etwa fünf Jahren können Kinder den Gedanken einer fiktiven Person folgen. Vorher fehlt ihnen die dafür notwendige »Theory of Mind«.

den Globus Legenden und Märchen zum Besten. Es scheint sich tatsächlich um einen der wenigen universell gültigen Charakterzüge des menschlichen Geistes zu handeln. Da werden Forscher hellhörig: Vielleicht verrät uns das Geschichtenerzählen sogar etwas über unsere evolutionäre Vergangenheit?

Zu definieren, was genau eine Erzählung ausmacht, erweist sich allerdings als keineswegs trivial. Es gibt so viele Varianten, dass manche Forscher lieber das Ausschlussprinzip anwenden: Eine Geschichte ist zum Beispiel kein Bericht, der möglichst direkt und verständlich verschiedene Fakten vermittelt. Auch kommt eine Narration nicht ohne das Nacheinander zusammenhängender Ereignisse aus. Handelnde Subjekte müssen darin vorkommen, die Absichten verfolgen und über ein geistiges Innenleben verfügen.

Die Gedanken der anderen

Ob ausgedacht oder nicht, von jeder guten Geschichte verlangen wir, was man »psychologischen Realismus« nennen könnte. Wenn die Emotionen der Charaktere nicht nachvollziehbar und ihre Handlungen unglaublich sind, verlieren wir schnell das Interesse. »Jeder hat eine Art inneren Detektor dafür«, sagt Raymond Mar, Psychologe von der York University of Toronto. »Wir merken ganz einfach, wenn etwas schief und unrealistisch ist.«

Doch ein glaubhaftes Szenario allein macht noch nicht die Qualität einer Erzählung aus. Die besten Legenden nehmen den Zuhörer gefangen, indem sie ihn tief in das Innenleben der Protagonisten hineinziehen. Solche »Immersion« – also die innige Verbundenheit mit den Emotionen der handelnden Personen – ist das Erfolgsrezept einer guten Geschichte.

Erzählforscher untersuchen heute noch immer, welche Faktoren über den Grad an Immersion entscheiden. Eine Studie aus dem Jahr 2004 kommt zu dem Schluss, dass unser Vorwissen und unsere Lebenserfahrung beeinflussen, wie stark wir in der Handlung aufgehen. Die Psychologin Melanie Green von der University of North Carolina at Chapel Hill ließ dazu Probanden eine Geschichte über einen Homosexuellen lesen, der am Jahrgangstreffen seiner alten College-Verbindung teilnimmt. Wer Homosexuelle aus seinem privaten Umfeld kannte, wurde nach eigener Aussage stärker von den erzählten Geschehnissen berührt. Auch Szene, Handlung und Figuren kamen diesen Personen im Mittel am realistischsten vor. Ähnliches berichteten zudem solche Probanden, die während ihrer Collegezeit eigene Erfahrungen mit Studentenverbindungen gemacht hatten. »Vertrautheit mit den Hintergründen der Handlung hilft, genauso wie ein Protagonist, mit dem man sich identifizieren kann«, erklärt Green.

Ihre weiteren Studien ergaben: Wer besser in Empathietests abschneidet, also fähiger ist, die Stimmung seines Gegenübers zu erspüren, wird auch umso stärker von der Handlung einer Story ergriffen – unabhängig von deren Inhalt. »Wo die einen mit den Achseln zucken, brechen die anderen in Tränen aus«, meint die Forscherin.

Empathie gehört zu einem ganzen Komplex von Fähigkeiten, den Psychologen als »Theory of Mind« bezeichnen: eine Theorie des »Wenn-ich-du-wäre«. Wir gehen intuitiv davon aus, dass unser Gegenüber je nach Situation dieselben mentalen Zustände (Gefühle, Absichten, Hoffnungen) einnimmt wie wir selbst. Auf dieser Basis stellen wir Mutmaßungen über die Innenwelt unserer Mitmenschen an. Wem diese Begabung fehlt, der kann in keiner Gemeinschaft leben – und sich auch in keine Geschichte einfühlen.

Kinder entwickeln eine »Theory of Mind« im Alter von vier bis fünf Jahren. Von da an können sie den Gedankengängen einer fiktiven Person folgen, wie die Psychologen Heinz Wimmer von der Universität Salzburg und Josef Perner von der University of Sussex bereits 1983 herausfanden. In ihrem mittlerweile klassischen Test zeigten sie Jungen und Mädchen im Alter von drei bis neun Jahren eine Art Comic, der sich um Hauptdarsteller Maxi dreht. Maxi legt beispielsweise ein Stück Schokolade in den Schrank und verlässt darauf die Küche. Dann sehen die Kinder, wie die Mutter die Schokolade in einen anderen Schrank legt. »Wo wird Maxi nach der

AUF EINEN BLICK

Es war einmal ...

1 Geschichten zu erzählen ist in allen Kulturen und Epochen verbreitet – vermutlich weil es viele für das soziale Leben wichtige Aufgaben übernimmt.

2 Oft greifen die bekanntesten Fabeln auf universelle Themen und Figuren zurück, die evolutionärsbiologisch motiviert sein dürften.

3 Erzählforscher studieren außerdem, wie unser Gehirn auf Ausgedachtes reagiert und dabei zwischen Realität und Fiktion unterscheidet.

Schokolade suchen?«, fragten die Forscher ihre kleinen Probanden. Die richtige Antwort gaben Kinder im Allgemeinen erst ab fünf Jahren. Jüngere sind offenbar nicht fähig zu erkennen, dass Maxi weniger weiß als sie selbst.

Klatsch und Tratsch

Haben wir dagegen erst einmal gelernt, die Gedanken anderer zu erraten, neigen wir dazu, auch dort ein geistiges Innenleben zu vermuten, wo gar keines ist. Für seine ebenfalls wegweisende Untersuchung aus dem Jahr 1944 produzierte der Psychologe Fritz Heider (1896–1988) eigens einen Zeichentrickfilm. Zu sehen gab es darin eigentlich nicht mehr als einen Kreis und zwei Dreiecke, die sich im Innern eines Quadrats bewegten. Die meisten Probanden beschrieben die Szene allerdings, als hätten die geometrischen Figuren Wünsche und Absichten, beispielsweise sagten sie: »Der Kreis jagt die Dreiecke.« Seitdem haben Studien immer wieder auf den menschlichen Hang hingewiesen, alle möglichen Dinge zu Akteuren einer Geschichte zu machen.

»Man würde eigentlich erwarten, dass die Natur jegliche Neigung, sich mit imaginären statt realen Welten zu beschäftigen, ausgemerzt hat«, meint der Harvard-Psychologe Steven Pinker. Doch fiktionale Welten seien ein wichtiges Werkzeug, mit dem wir trainierten, das Geflecht sozialer Beziehungen zu durchschauen. Die Evolution habe uns deshalb die Begeisterung für alle Arten von Geschichten direkt ins Gehirn gepflanzt.

Immer mehr Wissenschaftler sind davon überzeugt, dass die Lust am Fabulieren nicht von ungefähr kommt. Menschen sind geradezu darauf programmiert, in Gruppen zusammenzuleben, was nur dann einigermaßen reibungslos klappt, wenn jeder die Beziehungen der anderen Mitglieder untereinander kennt. Es gibt wahrscheinlich keinen besseren Weg, diese Informationen zu verbreiten, als durch Geschichten. Manche Forscher gehen sogar davon aus, dass wir überhaupt nur deswegen sprechen gelernt haben (siehe G&G 10/2008, S. 22).

Noch heute besteht ein Großteil unserer Konversation aus Klatsch und Tratsch, rechnete

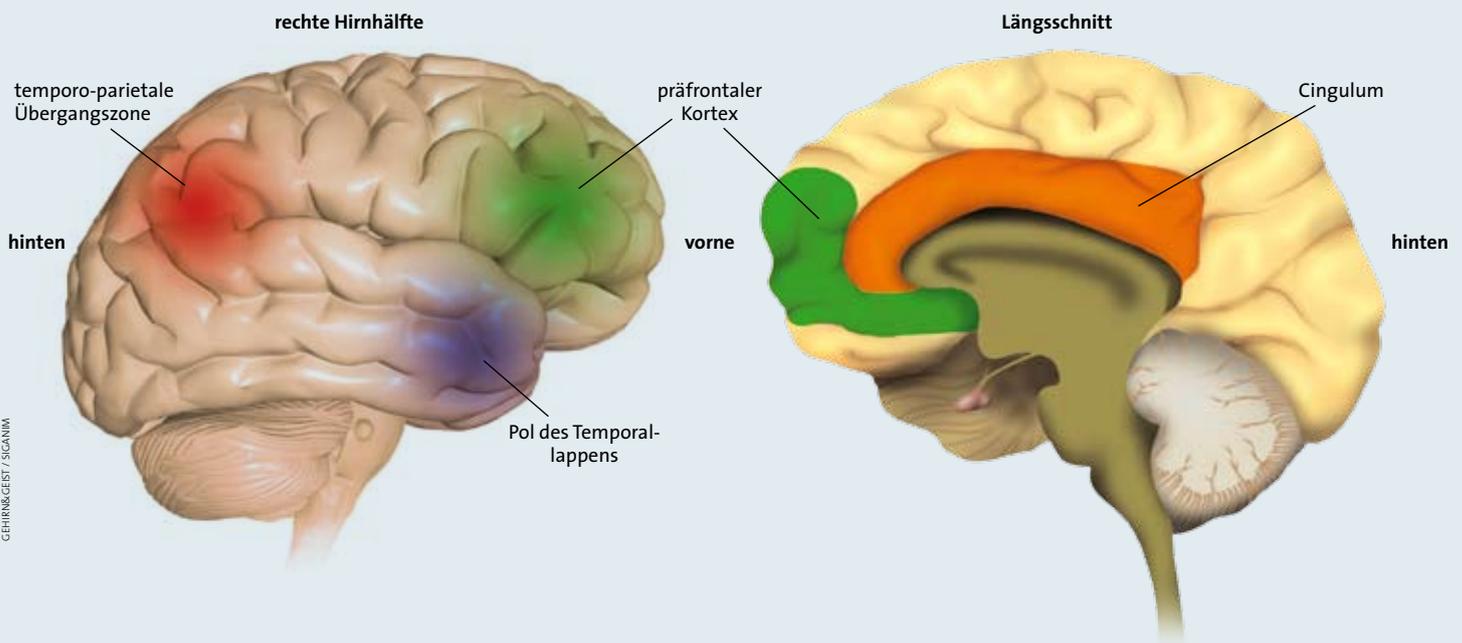
Wie das Gehirn Erzähltem »lauscht«

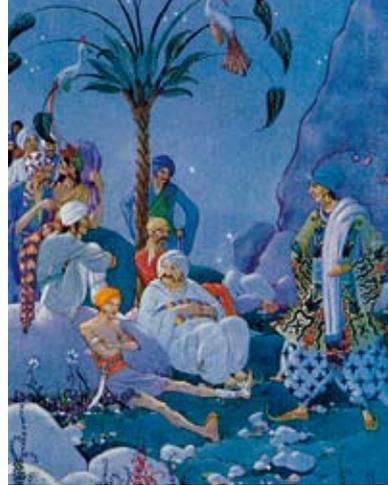
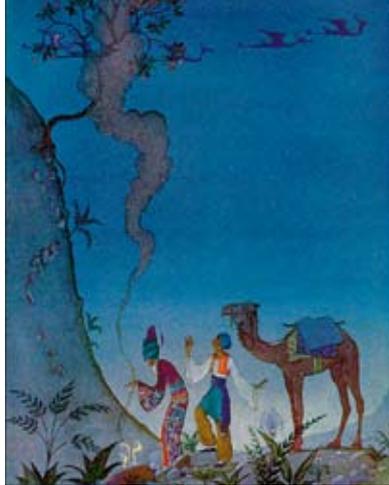
Wenn Menschen eine Geschichte hören oder erzählen, kommt vor allem ihre rechte Hirnhälfte zum Einsatz. Das zeigten Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren. Dabei treten charakteristische Muster auf, die sich deutlich von denen beim reinen Zuhören oder Verarbeiten von Sprache unterscheiden.

Als besonders wichtiges Areal gilt dabei der präfrontale Kortex (in der Grafik grün markiert). Er ist unter anderem Teil des neuronalen Netzwerks für das Kurzzeitgedächtnis und trägt dazu bei, einzelne Ereignisse zu behalten und in Reihenfolge zu bringen. Das Cingulum (orange) fügt vermutlich räumliche und bild-

liche Vorstellungen hinzu und stellt Bezüge zu eigenen Erlebnissen her.

Hirnregionen wie der präfrontale Kortex, die temporo-parietale Übergangszone (rot) sowie die Pole der Temporallappen (violett) sind unter anderem für die »Theory of Mind« verantwortlich, mit der wir die Stimmungen und Gedanken anderer entschlüsseln. Die Fähigkeit, die Absichten und Überzeugungen unserer Mitmenschen zu erkennen, ist nicht nur für das Verstehen ihrer Handlungen entscheidend, sondern ermöglicht überhaupt erst sozialen Umgang.





AUS: ARABIAN NIGHTS, PENN PUBLISHING COMPANY, 1928

TAUSENDUNDEINE NACHT
Die Erzählungen der Scheherazade kreisen wie viele klassische Märchen und Legenden um prototypische Figuren – hier illustriert von der US-amerikanischen Künstlerin Virginia Frances Sterret (1900–1931).

der Anthropologe und Evolutionsbiologe Robin Dunbar von der University of Oxford in England vor. Soziale Themen machten ihm zufolge einen Anteil von 65 Prozent an der Kommunikation im öffentlichen Raum aus, und zwar unabhängig von Geschlecht und Alter. Sagen und Legenden könnten darüber hinaus einen evolutionären Vorteil geboten haben, indem sie halfen, Wissen und Spezialkenntnisse von Generation zu Generation weiterzutragen.

Im »Gesellschaftssimulator«

Vor allem aber betonen Forscher immer wieder die Bedeutung des Erzählens als virtuelles Experimentierfeld für soziale Fähigkeiten. »Wer Pilot werden will, verbringt auch Teile seiner Ausbildung im Flugsimulator«, sagt Keith Oatley, der an der University of Toronto forscht. Erste Studienergebnisse von Oatley und Raymond Mar deuten darauf hin, dass Geschichten tatsächlich diese Funktion haben könnten. 2006 bestimmten sie die Empathiefähigkeit von 94 Probanden und maßen gleichzeitig deren Soft Skills im Umgang mit anderen. Dann fragten sie die Versuchspersonen nach Namen bekannter Roman- und Sachbuchautoren. Es zeigte sich, dass diejenigen Probanden, die in der Belletristik bewandeter waren, auch in den Soft-Skill-Tests besser abgeschnitten hatten. Die Ergebnisse lassen freilich keine Aussagen über Ursache und Wirkung zu – Menschen mit besseren sozialen Fähigkeiten könnten einfach mehr Spaß an Literatur haben.

Auch Hirnscans mittels funktioneller Magnetresonanztomografie (fMRT) weisen auf die Richtigkeit der These vom »Gesellschaftssimulator« hin. Raymond Mar nutzte in einem Experiment von 2007 Filmsequenzen aus »Waking Life«, einem Zeichentrickfilm von 2001, für den die Bewegungen menschlicher Schauspieler akkurat nachgezeichnet worden waren. In der Tomografenröhre liegend sahen Probanden eine Szene mal in der gespielten Rohfassung, mal als Animation. Bei den Realsequenzen waren im

Gehirn der Probanden Regionen aktiv, die vor allem mit der Verarbeitung körperlicher Bewegung zu tun haben: der Sulcus parietalis superior und die temporo-parietale Übergangszone, die früheren Untersuchungen zufolge auch zur Bildung einer »Theory of Mind« wichtig ist (siehe Kasten auf S. 25).

Die gleichen Regionen feuerten aber auch, wenn Mar den Freiwilligen die animierte Fassung zeigte – dann jedoch weniger stark. »Vielleicht helfen uns die Unterschiede im Erregungsniveau, zwischen Fantasie und Realität zu unterscheiden«, mutmaßt Mar.

Nicht nur die Tatsache, dass wir überhaupt Geschichten erzählen, sondern auch deren Inhalt verrät so einiges über die Natur des Menschen. Literaturwissenschaftler stießen in Mythen und Legenden weltweit auf die immergleichen Themen und Figuren – und damit möglicherweise auf ein universelles Gedanken-gut als Erbe der Evolution.

2006 durchforstete der Anglist Jonathan Gottschall vom Washington & Jefferson College in Washington (US-Bundesstaat Pennsylvania) Volksmärchen aus zahlreichen Epochen und Weltregionen. Immer fand er Sagen, die von romantischer Liebe handelten. Das ist insofern überraschend, als Forscher eigentlich davon ausgegangen waren, dass gerade dieses Konzept nicht in allen Kulturen verbreitet ist. Doch selbst dort, wo Ehen hauptsächlich aus Nützlichkeits-erwägungen geschlossen werden, erzählen sich die Menschen Geschichten vom Verliebtsein.

»Diese weltweiten Ähnlichkeiten sind nicht wegzudiskutieren«, meint Gottschall, der zu einer Gruppe von Wissenschaftlern gehört, die gelegentlich als »Literaturdarwinisten« bezeichnet werden. Ihrer Meinung nach entspringen die dominierenden literarischen Motive nicht einfach der jeweiligen Kultur. In ihnen drücke sich stattdessen eine universell menschliche, durch die Biologie geprägte Gedankenwelt aus.

So offenbarte eine weitere von Gottschalls Studien Anfang 2008, dass die Rollenverteilung

Läuft das Hirn im Geschichtensmodus, ist das Radar des Verstandes ausgeschaltet: Behauptungen werden unkritisch »geschluckt«

von Mann und Frau in den Volkssagen praktisch aller Kulturen dieselbe ist. Die Analyse von 50 Märchensammlungen, jede von ihnen 50 bis 100 Erzählungen stark, lieferte identische Prototypen, egal woher die Geschichten stammten. Ob in Industrienationen oder Jäger-und-Sammler-Gesellschaften – immer standen starke männliche Helden und schöne Frauen im Mittelpunkt der Handlung. Das war selbst dann der Fall, wenn die Forscher Kulturen mit relativer Gleichstellung der Frau gesondert beurteilten.

Nahrung, Partnerschaft, Macht

»Nicht eine einzige war darunter, in denen bevorzugt die Schönheit von Männern gerühmt wurde«, berichtet Gottschall. Sein Forscherteam fand dreimal mehr männliche Hauptfiguren als weibliche und dafür sechsmal so viele Bezüge auf weibliche wie auf männliche Schönheit. Gottschall vermutet dahinter Stereotypen, die auch der klassische Darwinismus vertritt: Bei einer Frau stehen Jugend und Schönheit im Vordergrund, weil sie Gesundheit und gute Fortpflanzungseigenschaften signalisierten; körperliche Kraft und Erfolg präsentierten den Mann dagegen als verlässlichen Versorger.

Dass sich in Legenden unsere innersten Wünsche und Bedürfnisse widerspiegeln, davon ist auch Patrick Colm Hogan überzeugt. »Bei Erzählungen geht es immer darum, dass ein Handelnder irgendein Ziel verfolgt«, sagt der Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft von der University of Connecticut. »Die typischen Ziele hängen mit den Grundkonstanten unseres Gefühlslebens zusammen.«

Zu diesem Ergebnis kam Hogan durch Untersuchungen an diversen literarischen Werken, vom Ramayana, einem jahrtausendealten hinduistischen Epos, bis hin zu modernen Filmadaptionen von Shakespeare-Dramen. Rund zwei Drittel des Sagen- und Legendenschatzes einer Kultur seien Variationen von drei Handlungsprototypen: der Romanze, die von Lust und Leid der Liebe handelt, der Heldensage vom Kampf um Macht und Einfluss und schließlich dem selteneren »Opfergaben-Szenario«. Dieses schildere die Nöte einer bäuerlichen Gesellschaft und wie gemeinsame Anstrengungen den Hunger besiegen. Immer wenn Menschen sich Geschichten ausdenken, glaubt Hogan, geht es ihnen um die gleichen Grundbedürfnisse: Nahrung, Partnerschaft, Macht.

Unsere biologische Vergangenheit hinterlässt tiefe Spuren in unseren Geschichten. Doch das ist keine Einbahnstraße: Was wir erzählt be-

kommen, prägt umgekehrt auch uns und unser Denken! Werbefachleute nutzen schon lange die Überzeugungskraft kleiner dramatischer Einlagen und liebenswerter Figuren. Zu Recht, wie die Marketingforscherin Jennifer Edson Escalas von der Vanderbilt University in Nashville (US-Bundesstaat Tennessee) herausfand. In ihrer 2007 veröffentlichten Studie reagierte ein Testpublikum deutlich positiver auf Spots, die ihre Botschaft in einer Handlung verpackten, als auf solche, die den Zuschauern mit Argumenten kamen.

Ein Jahr zuvor hatte die Psychologin Melanie Green an einer Studie mitgewirkt, der zufolge eine als Faktum präsentierte Information zu kritischem Nachdenken anregt, während das Etikett »alles nur ausgedacht« zum genau gegenteiligen Effekt führt. Solche Studien legen nahe, dass Menschen ihren Geist in eine Art Geschichten-Modus versetzen können, in dem das »Radar« des kritischen Verstandes einfach ausgeschaltet ist.

Das hat dann mitunter kuriose Effekte. Merlot zählte beispielsweise bei amerikanischen Weintrinkern zu den beliebtesten Rebsorten – bis im Jahr 2005 der Film »Sideways« in die Kinos kam. Darin spielte Paul Giamatti einen Weinkenner, der diesen Rotwein für ausgesprochen banal und nichts sagend hielt. Winzer zeichneten daraufhin einen signifikanten Rückgang in der Nachfrage, insbesondere nachdem »Sideways« durch zahlreiche Oscar-Nominierungen öffentliche Aufmerksamkeit erlangte.

Je mehr Wissenschaftler über die Macht und Bedeutung von Geschichten erfahren, desto mehr suchen sie nach Wegen, um sich deren Wirkung zu Nutze zu machen – zum Beispiel zur Förderung der Gesundheit. »Viele körperliche Probleme wurzeln im Verhalten«, sagt Melanie Green, und das könne man mit spannenden Geschichten durchaus beeinflussen. Mar und Oatley wollen dagegen weitere Belege dafür sammeln, dass wir, ganz anders, als das Klischee vom isolierten Bücherwurm vermuten lässt, unsere sozialen Fähigkeiten durch Zuhören und Lesen trainieren können.

Eines immerhin steht fest: Erzählungen entpuppen sich bereits heute als ergiebige Erkenntnisquelle – und für die Wissenschaft ist das mit Sicherheit ein Happyend. ~

Jeremy Hsu ist Wissenschaftsjournalist und lebt in New York.

 www.gehirn-und-geist.de/audio

LITERATURTIPPS

Gottschall, J., Wilson, D.: *The Literary Animal: Evolution and the Nature of Narrative.* Northwestern University Press, Evanston 2005.

Green, M.: *Transportation into Narrative Worlds: The Role of Prior Knowledge and Perceived Realism.* In: *Discourse Processes* 38, S. 247–266, 2004.

Hogan, P.C.: *The Mind and Its Stories: Narrative Universals and Human Emotion.* Cambridge University Press, Cambridge 2003.

Mar, R. et al.: *Detecting Agency from the Biological Motion of Veridical vs. Animated Agents.* In: *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 2, S. 199–205, 2007.

Oatley, K.: *Why Fiction May Be Twice as True as Fact: Fiction as Cognitive and Emotional Simulation.* In: *Review of General Psychology* 3, S. 101–117, 1999.

Pinker, S.: *Toward a Consilient Study of Literature.* In: *Philosophy and Literature* 31, S. 162–178, 2007.